

schlossenheit wird in dem einschlägigen DDR-Wörterbuch angeführt. An den Mangel an Arbeitsplätzen ist dort nicht gedacht, aber an Mängel, die es auf dem Weg zur klassenlosen Gesellschaft noch zu überwinden gelte. Zweitens, so belehrt dieses Wörterbuch aus der DDR weiter, kann Mangel auch als Synonym für Fehler stehen. An einer Ware kleine Mängel feststellen. Charakterliche Mängel hier und da beheben. Darüber hinaus gibt es in diesem Wörterbuch einen weiteren Hinweis auf die politische Bedeutung von Mangel, und zwar die Mangel, ein Gerät zum Glätten der Wäsche zwischen zwei gegenläufigen Walzen. Jemanden in die Mangel nehmen, durch die Mangel drehen. Die heute Anzuhörenden werden diese Mangel, denke ich, nicht fürchten müssen, wenn sie die Zurückhaltung ablegen.

Ich hoffe, daß diese Anhörung über Erfahrung und Bewältigungsstrategien in der Mangelgesellschaft auch dazu beitragen kann, politische Fragen an die Überflußgesellschaft zu stellen. Angesichts der lang anhaltenden Diskussion um Schulden, um Renten und Steuerreform habe ich den Eindruck gewonnen, daß wir uns zunehmend mit Strategien am Ende der Planungssicherheit für den Staat und persönliche Lebensläufe befassen müssen. Mangel ist auch ein wichtiges Anzeichen für notwendige Veränderungen. Nicht als Aufforderung zur Beseitigung des Mangels, sondern manchmal eben auch als Zeichen, daß Strukturen verändert werden müssen, daß Institutionen im Wandel begriffen sind. Viele würden vermutlich bei diesem Thema in der Gefahr stehen, sich von einem investigativen, voyeuristischen oder denunziatorischen Blick leiten zu lassen. Mich interessiert dieses Thema wieder neu, weil ich mich frage: Was können wir brauchen, aus der Mangelgesellschaft von einst, für die Mangelgesellschaft von morgen. Vielen Dank.

Vorsitzender Rainer Eppelmann: Herr Minister, herzlichen Dank, daß Sie uns besucht und daß Sie zu uns geredet haben. Ich hoffe, Sie haben ein wenig Zeit, um festzustellen, ob das eine oder andere, was Sie an Erwartungen, Hoffnungen oder Fragen geäußert haben, sich hier wiederfinden wird. Uns allen aber ist, glaube ich, deutlich geworden, schon aus den drei ersten, kurzen Grußworten, daß das, was ich Ihnen prophezeit habe, Wirklichkeit sein wird: daß wir hier sehr unterschiedlicher Meinung sind, und Dinge, weil wir sie unterschiedlich erfahren haben, verständlicherweise auch unterschiedlich erzählen und bewerten. Nun aber, wie schon angekündigt, der Vortrag von Herrn Professor Faulenbach. Ich bitte Sie noch einmal um Entschuldigung dafür, das Sie mit dem Risiko leben mußten, kurz unterbrochen zu werden. Bitte Herr Professor Faulenbach.

Prof. Dr. Bernd Faulenbach: Meine Damen und Herren, wir wollen hier über Aspekte des Alltagslebens der großen Mehrheit der Bevölkerung der DDR sprechen, weil es uns vor allem um die Prägungen geht, die heute im vereinigten Deutschland noch nachwirken.

Ich möchte einleitend unseren Fragerahmen abstecken, indem ich – jeweils sehr knapp – die Begriffe „Alltag“ und „Diktatur“ skizziere, nach Interpretationen des Alltags in der Diktatur frage, Dimensionen und Probleme des All-

tags in der Diktatur anspreche, die Relevanz der Alltagsebene für die Analyse der Diktatur kennzeichne und die Bedeutung des DDR-Alltags für die Menschen heute erörtere.

Zunächst zu den Begriffen „Alltag“ und „Diktatur“. Beide Begriffe – „Alltag“ und „Diktatur“ – gehören zu jenen Begriffen, von denen die meisten Zeitgenossen glauben, sie seien ziemlich klar – jedenfalls können sie sich etwas darunter vorstellen. Und doch handelt es sich um Begriffe, die wissenschaftlich nur sehr schwer zu definieren sind. Insbesondere gilt es für den Begriff „Alltag“, über den es seit den frühen 80er Jahren vielfältige wissenschaftliche Kontroversen gegeben hat.

Alltag scheint umgangssprachlich sein Pendant im „Sonntag“, im Feiertag zu haben, „Alltag“ hat insofern etwas mit Arbeit zu tun. Doch mit einer derartigen Bestimmung ist die komplexe Kategorie Alltag nicht wirklich beizukommen.

Der Begriff besitzt – wie der Soziologe Peter Alheit meint – eine ausgesprochen „theoriefeindliche Eigenschaft“. Alltag ist irgendwie „überall – in den Fabriken, in den Büros, daheim am Küchentisch, auch in den Kneipen und auf den Fußballplätzen. Er nistet in unseren heimlichen Wünschen und in den unbefragten Erwartungen, die wir hegen.“ Alltag ist mithin zentral und marginal zugleich. Versuche, den Begriff zu definieren, scheinen dem Bemühen gleichzukommen, einen Pudding an die Wand zu nageln. Immerhin läßt sich sagen: „Alltag“ meint vor allem das konkrete Leben; ihm ist eine Perspektive „von unten“ immanent. Auch ist „Alltag“ aus meiner Sicht vor allem eine Kategorie, die auf die Erfahrungsebene, die Subjektivität der großen Mehrheit Menschen einer Gesellschaft zielt; in ihr spiegeln sich „Schnittpunkte soziokultureller Prozesse“.

Alltagsgeschichte – so hat der Historiker Alf Lüdtke definiert – „fragt nach dem täglichen Handeln der 'Vielen'; wichtig werden die Erfahrungen der 'Namenlosen'. Es geht um ihr Arbeiten und Nicht-Arbeiten; geschildert werden Wohnen und Wohnungslosigkeit, Kleidung und Nacktheit, Lieben und Hassen, Streiten und Kooperieren. Neben die Klassenlinien rücken die der Geschlechterdifferenz; aber auch die Prägungen der Generationen finden aus dieser Sicht vermehrt Beachtung.“ Läßt sich Alltag auch kaum befriedigend definieren, so lassen sich doch offenbar Aspekte von „Alltag“, Aspekte des täglichen Lebens der vielen nennen: Arbeit, Freizeitverhalten; Essen, Trinken; Sexualität; Wohnen und Kleidung; soziale Verhaltensmuster und Gemeinschaftsbildungen; Religiosität und anderes.

Der Sozialhistoriker Peter Borscheid sieht den Alltag bestimmt durch Tätigkeiten, bei denen das „Repetitive“ vorherrscht. Alltag ist demnach geprägt durch sich wiederholende Tätigkeiten, durch Gewohnheiten und Habiti, er ist gleichsam routinisiert und relativ stabil. Wenn man so will impliziert die Alltagsdimension „das oft wenig Spektakuläre und doch Geschichtsmächtige“ (Heydemann).

Anders als in den 80er Jahren, als es heftige Diskussionen unter den Historikern und Sozialwissenschaftlern über den Alltag gab, ist der Gegensatz von Sozialgeschichte und politischer Geschichte inzwischen abgeschwächt worden, unter anderem auch deshalb, weil Herrschaft als Teil des Alltags begriffen wird. So wird Alltagsperspektive inzwischen meist als ein legitimer Zugang zur Gesellschaftsgeschichte gesehen, der auch für die Analyse von politischen Strukturen und Prozessen Relevanz hat. Keine Frage, ein aufgeklärter alltagsgeschichtlicher oder alltagssoziologischer Ansatz wird heute die Herrschaftsdimension berücksichtigen.

Nun zum Begriff der „Diktatur“: der Begriff, der heute meist polar dem Begriff „Demokratie“ gegenübergestellt wird, meint unumschränkte Alleinherrschaft eines Einzelnen oder einer Gruppe; in der modernen Diktatur ist nicht nur das politische, sondern auch das gesellschaftliche Leben der Diktatur unterworfen. Der Begriff „Diktatur“ schließt Demokratie aus, Menschen- und Bürgerrechte haben keine Geltung. „Diktatur“ ist gegen die Zivilgesellschaft gerichtet. Der Begriff „Diktatur“ ist dabei offener als der des „totalitären Systems“, für das man bestimmte Kriterien glaubt angehen zu können: eine verbindliche Ideologie, eine Partei, Monopol der Herrschaft über den Staatsapparat, über Polizei, Militär, Justiz, eine mächtige Geheimpolizei etc. Angesichts einer gewissen Starrheit der Totalitarismustheorie wird der Begriff der Diktatur von manchen Historikern und Politologen im Hinblick auf die spätkommunistischen Systeme bevorzugt.

In welchem Verhältnis stehen „Alltag“ und „Diktatur“ zum Fall DDR? Die Gesellschaft in der DDR stand in enger Beziehung zu Partei und Staat, was selbstverständlich Konsequenzen für den Alltag in der DDR hatte. Die revolutionär-kommunistischen Parteien wollten die bürgerliche Gesellschaft mit allen ihren Elementen (Trennung von Staat, Gesellschaft und Wirtschaft, Unabhängigkeit der Justiz, Schutz der Privatsphäre usw.) überwinden und eine neue Gesellschaftsstruktur und vor allem einen „neuen Menschen“ schaffen. Von ihrem Anspruch her war die kommunistische Politik „totalitär“. Dies gilt auch für das SED-System, das in seiner Entstehung z.T. als Übertragung des sowjetischen Modells erklärt werden kann.

Inwieweit war der totalitäre Anspruch realistisch? Ist die soziale Realität der DDR – und damit auch der „Alltag“ in der DDR – einfach als Ausfluß kommunistischer Politik zu begreifen? Die Lebenswelt der Menschen war offensichtlich nicht ausschließlich vom SED-System bestimmt, andererseits aber auch keineswegs unabhängig von diesem. Eine Trennung von Staat und Gesellschaft, von politischem und gesellschaftlichem Leben kann bezogen auf die DDR nicht ohne weiteres vorgenommen werden.

Jürgen Kocka, Alf Lüdtke unter anderem haben von einer „durchherrschten Gesellschaft“ gesprochen, womit sie sagen wollen, daß in der DDR die Gesellschaft vom SED-System durchdrungen war. Die sozialen Beziehungen in ihrer ganzen Breite und Vielfalt waren demnach unmittelbar mit der Durchsetzung und Sicherung der Herrschaftsstrukturen verbunden. Konsequenz war unter

anderem, daß die Scheidelinie zwischen privat und öffentlich unklar und von Überschreitungen bedroht war. In der Alltagserfahrung muß sich dieses Ineinander von politischem System, Gesellschaft und individueller Lebenswelt spiegeln.

Es gibt andere Begriffe, die versuchen, die spezifische DDR-Struktur zu erfassen. Der Begriff der „Organisationsgesellschaft“ etwa hebt auf den Tatbestand ab, daß im „administrativen Sozialismus“ die Gesellschaft bürokratisch geplant und völlig durchorganisiert war. Dies bedeutete z. B., daß praktisch jeder DDR-Bürger mehreren Organisationen angehörte (ein Fünftel der erwachsenen Bevölkerung waren SED-Mitglieder, praktisch alle waren Mitglieder der Massenorganisationen). Auch dieser Begriff hat seine alltagsgeschichtliche Dimension.

Gesprochen worden ist aber auch von einer „Nischengesellschaft“. Demnach hat das politische System entweder die Gesellschaft nicht voll durchdringen können oder nicht durchdringen wollen: jedenfalls gab es nach dieser Begrifflichkeit Räume, in denen man sich einrichtete, sein „privates“ Leben mehr oder weniger unbehelligt führen konnte. Auch dieser Begriff spiegelt ein Stück Alltagserfahrung unter dem SED-System.

Diese und ähnliche Begriffe erfassen Teile der Realität der DDR, bedürfen aber der Überprüfung, unter anderem auch aus alltagsgeschichtlicher Perspektive, die vermutlich recht unterschiedliche Erfahrungen zu Tage fördern wird. Schon diese Versuche, die DDR-Struktur, d. h. das Verhältnis von politischem System und Gesellschaft begrifflich zu kennzeichnen, ergeben im Hinblick auf den Alltag in der Diktatur die Hypothese, daß in dieser Gesellschaft politisches System und Gesellschaft eng verwoben waren, mit der Konsequenz, daß politischer und gesellschaftlicher Bereich und öffentlicher und privater Bereich sich nicht klar trennen lassen; die Übergänge waren fließend. Und doch ist zu fragen, inwieweit in der DDR-Gesellschaft im DDR-Alltag der Wille der Partei dominant war. Manche Beispiele lassen sich finden, die zeigen, daß der Wille der Partei und der staatlichen Stellen nicht immer die Resultate hatte, die angezielt wurden, vielmehr nicht gewünschte Nebeneffekte zu verzeichnen waren. Brach sich nicht auch teilweise der politische Wille an der Lebenswelt, wenn man so will, an den konkreten Menschen und ihren Bedürfnissen, Wünschen und Zielen?

Viele haben sich auch bewußt dem System, jedenfalls in bestimmten Hinsichten, entzogen. Eine derartige Verweigerungshaltung konnte sehr unterschiedlich motiviert sein und konnte als politische Opposition aufgefaßt werden. Sie schloß in anderen Hinsichten Arrangements nicht aus. Jedenfalls spricht sehr viel für die These, daß die Geschichte der Menschen und die Geschichte des SED-Systems nicht identisch sind; die Geschichte der Menschen ist mehr als Diktaturgeschichte. Dies spiegelt sich auch in ihren Erfahrungen, die heute relevant sind. Auf diesem Hintergrund erhält eine sozial- und alltagsgeschichtliche Betrachtung ihre besondere Bedeutung.

Mein dritter Punkt: Probleme und Dimensionen des Alltags. Selbstverständlich lassen sich die verschiedensten Aspekte der Alltagsrealität, des „Alltäglichen“, in der DDR untersuchen. Von besonderem Interesse sind freilich Aspekte, die Spezifika der DDR-Gesellschaft erkennen lassen. Einige der Fragen, die sich heute stellen und von denen einige in Anhörungen thematisiert werden sollen, seien hier kurz genannt:

Wie lebte die „schweigende Mehrheit“ der Bevölkerung und was dachte sie? (Dieser Frage ist bislang viel zu wenig nachgegangen worden). Wie veränderte sich aus der Sicht der Menschen die Versorgungslage? Inwieweit ist die DDR aus der Alltagsperspektive in den letzten Jahrzehnten noch als Mangelgesellschaft zu begreifen? Inwieweit prägten Fragen von Versorgung und Konsum das Verhalten der Bevölkerung? Welche Bedeutung hatten Konsum und Lebensstandard der Bevölkerung für das politische System und seinen Legitimationsbedarf? Was bedeutete die Mitgliedschaft in verschiedenen Organisationen im Alltag der Menschen? Inwieweit wurden in diesen individuelle und Gruppen-Interessen befriedigt? Welche Rolle spielte das Arbeitskollektiv für die Menschen in einer Gesellschaft, die man mit dem Soziologen Martin Kohli als eine „Arbeitsgesellschaft“ bezeichnen kann? (Überhaupt ist der Betrieb als soziale Realität näher zu betrachten, da das Leben in besonderer Weise durch den Betrieb strukturiert wurde). Trifft die Einschätzung des Historikers Peter Hübner zu, daß die sozialistische Brigade als Vertreterin der Lohnarbeiterinteressen fungieren konnte? Inwieweit differierte das Alltagsleben in den verschiedenen Regionen, in Berlin, Leipzig, in der DDR-Provinz? Was bedeuteten die verschiedenen generationellen Erfahrungen für das Alltagsverhalten der Menschen? Haben sich unterschiedliche Lebensstile herausgebildet und was bedeutete dies für eine Gesellschaft, die teilweise – wie Sigrid Meuschel gezeigt hat – entdifferenziert war und sich als egalitär verstand?

Inwieweit war die DDR-Gesellschaft geschlossen? Welche Rolle spielte der Westen im DDR-Alltag in den verschiedenen Phasen? Diese Frage impliziert die Bedeutung der elektronischen Medien des Westens; die Rolle der West-Besucher, der Westverwandten, West-Besuche; die Intershop-Läden etc. War das Gesamtbild vom „Westen“ realistisch? Und wie wurden vor 89 die „Wessis“ gesehen? Der Kreis der irgendwie an der Durchherrschaft der Gesellschaft Beteiligten war sehr groß. Was bedeutete die Teilhabe auf den verschiedenen Niveaus der Hierarchien im Alltag? Wurde über diese „Teilhabe“ die Integration des Systems sichergestellt? Welche Rolle spielten im Alltag Überwachung und Bespitzelung, das Berichtswesen und die Stasi? Inwieweit beeinflusste dieser Komplex das Alltagsverhalten der Menschen? Gab es Bereiche, in denen sie wenig relevant waren? Welche Rolle spielte „Bautzen“ im Alltagsbewußtsein der verschiedenen Generationen? Inwieweit herrschte im Alltag Kollegialität und Solidarität vor und wie waren sie begründet? Welche Rolle spielten Milieus, traditionelle und sich in der DDR herausbildende, wie wichtig waren verwandtschaftliche, nachbarschaftliche oder – durch den Betrieb gegebene – Beziehungen? Enthielten die Beziehungsgeflechte eine politische Komponente oder waren sie potentiell politisierbar? Was trat an die Stelle

traditioneller Religiosität? Wie wurde die Freizeit gestaltet, welche Rolle spielten Kultur und Sport im Nahbereich?

Generell stellt sich die Frage: Wo bzw. inwieweit war eigenverantwortliches oder gar autonomes Handeln im Alltag möglich und wurde praktiziert? Zu fragen ist nach den Grenzen der „Durchherrschaft“ der Gesellschaft, nach dem sozialen und kulturellen „Eigensinn“. Die Reihe der Fragen läßt sich unschwer verlängern. Viele dieser Fragen lassen sich nur durch mikrohistorische Studien beantworten; die „oral history“ kann dabei eine wichtige Methode sein, die freilich der umsichtigen Handhabung bedarf. Dies bedeutet aber, daß die Geschichte des Alltags zusammen mit den Menschen, die in der DDR gelebt haben, zu erarbeiten ist.

Mein vorletzter Punkt: Die Relevanz der Alltagsebene für das SED-System. Das skizzierte Ineinander von Politik und Gesellschaft läßt die Frage entstehen, welche Bedeutung der Alltag der vielen für das politische System hatte. Auch in diesem Zusammenhang ergeben sich Fragen: Inwieweit haben Alltagsprobleme die politischen Instanzen beschäftigt, inwieweit waren sie für diese lösbar? Das Politbüro kümmerte sich jedenfalls durchaus um vielfältige Fragen, die der Alltagsebene zuzuordnen sind. Hat das System, hat die Partei Alltagsverhaltensmuster genutzt, etwa mentale Prägungen, die sich in früheren Epochen gebildet hatten? Wo verliefen im Alltag die Grenzen der Diktatur? Sind sie überhaupt bestimmbar? Haben Alltagsprobleme zur Delegitimation des SED-Systems entscheidend beigetragen? Sind sie eine wesentliche oder gar die entscheidende Voraussetzung für die „friedliche Revolution“ und die Vereinigung 1989/90?

Generell interessiert auch aus der Sicht des Alltags das Funktionieren des Systems, das nicht ausschließlich auf Gewalt basierte. Gerade aus der Perspektive des Alltags läßt sich – wie Thomas Lindenberger zurecht betont hat – „Herrschaft als soziale Praxis“ untersuchen. Keine Frage, daß die Machtmittel zwischen „Herrschenden“ und „Beherrschten“ asymmetrisch verteilt waren. Und doch gab es auch Abhängigkeiten der „Herrschenden“ von den „Beherrschten“, beide standen in Interaktion, es gab in gewisser Weise ein Geben und Nehmen. Fragen kann man in diesem Kontext nicht nur nach Gegensätzen, sondern auch nach gemeinsamen Interessen und Wertvorstellungen von Herrschenden und Beherrschten gegenüber Außenstehenden, Fragen, die sehr differenziert zu beantworten sind. Inwieweit gelang es dem System mit welchen Mitteln, Unterstützungen zu gewinnen? 1989/90 jedenfalls funktionierte das System weder „oben“ noch „unten“: Das Ende der DDR und der anderen kommunistischen Systeme hat man vereinfacht mit dem Bonmot charakterisiert, daß „die oben“ nicht mehr konnten und „die unten“ nicht mehr wollten.

Nun zu meinem letzten Punkt, den Nachwirkung des DDR-Alltags heute. Die Lebensverhältnisse seit 1990 haben sich in den neuen Ländern bzw. bei den Menschen, die zuvor in der DDR gelebt haben, radikal verändert: der früher geregelte Alltag ist viel weniger geregelt, bisherige Routinen und Beziehungs-

geflechte sind mehr oder weniger obsolet geworden; der neue Alltag scheint vielfach noch nicht selbstverständlich, d. h. gleichsam „fragwürdig“, zu sein.

Was ist aus dem DDR-Alltag erhalten geblieben? Inwieweit prägt der DDR-Alltag heute noch die Erwartungen und Wertorientierungen der Menschen, was löst heute aufgrund dieser Prägungen Irritationen aus: Inwieweit gibt es noch ein starkes Bedürfnis nach Fürsorge durch den Staat? Wie kommt man mit der verbreiteten Laissez-faire-Mentalität des Westens zurecht? Wie geht man mental mit dem Phänomen neuer Ungleichheit um? Werden das Arbeitskollektiv und andere Organisationselemente vermißt? Zu fragen ist auch, inwieweit die Menschen ihre Erfahrungen in der DDR bewältigt haben, inwieweit sie sich bislang in den Aufarbeitungsprozessen wiedergefunden haben.

Zu recht hat der in Frankfurt/Oder lehrende Soziologe Detlef Pollack darauf hingewiesen, daß die heutige Einstellung der Mehrheit in den neuen Ländern nicht ausschließlich als das Weiterwirken von DDR-Sozialisation zu begreifen ist. Eine wichtige Rolle spielen auch Erfahrungen des Transformationsprozesses auf dem Hintergrund früherer Erwartungen.

Insgesamt gesehen muß die Aufarbeitung der Geschichte des SED-Systems über die politischen Strukturen und Prozessen, die Fragen der Verantwortlichkeit, über Repression und Opposition hinausgehen. In der DDR-Bevölkerung gab es keine durchgängige alles erklärende Polarität von Tätern und Opfern. Das Leben der vielen mit all seinen Ambivalenzen, wenn man so will: mit seiner „Normalität“ muß in den Blick kommen. Gewiß darf dieses Leben nicht idealisiert und idyllisiert werden. Gerade auch die dunklen Seiten, die Inhumanität und Menschenverachtung, die Teil des SED-Systems waren, sind mitzusehen. Doch muß das gesamte Leben in der DDR in der DDR differenziert einbezogen werden. Viele Grautöne, so glaube ich, werden dabei sichtbar. Und neben dem Willen des politischen Systems die Lebenswelten der Menschen mit ihrem Eigensinn.

Vorsitzender Rainer Eppelmann: Herr Professor, wir danken Ihnen, mit welchem Vollgas Sie uns heute Ihr Wissen kundgetan haben. Herzlichen Dank, Sie haben auch erstaunlich gut die Zeit eingehalten. Ich möchte als erstes aber noch die Möglichkeit nutzen, den Minister Reiche freundlichst zu verabschieden, der eine ganz wichtige Tagung zu leiten hat, wo es um die Wissenschaft in Berlin und Brandenburg geht. Wir wünschen Ihm eine gut Fahrt. Herzlichen Dank, daß Sie hier waren. Da ich nicht annehmen kann, daß jeder der hier Anwesenden das weiß, sei zur Information noch gesagt, daß Professor Faulenbach sachverständiges Mitglied der Enquete-Kommission ist, und daß er das auch in der vorigen Kommission schon gewesen ist. Er lehrt an der Universität in Bochum. Nun folgt Professor Maser. Er lehrt an der Universität Münster. Auch er ist sachverständiges Mitglied dieser Enquete-Kommission.

Prof. Dr. Peter Maser: Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen! Daß es in der DDR an manchem gemangelt hat, wird niemand bestreiten, der je im ersten Arbeiter- und Bauernstaat auf deutschem